

Fakten vorhanden. Interessant ist, dass die Hymnen des *Tiruvāṣaṅgam*, anders als die anderer Werke des *Śaiva*-Kanon oder auch die anderer *Bhakti*-Literaturen, nicht als Gesänge gedichtet wurden und daher ihre emotionale Wirkung ganz der Verwendung poetischer Stilmittel verdanken.

Die Einleitung versucht in knappen, verständlichen Worten die relevanten religiösen Vorstellungen nachvollziehbar zu machen. Insbesondere der Begriff der Gnade (*ami*) wird diskutiert. Die Bedeutung der häufigen Erwähnung der Füße *Śivas* wird dabei in ihrer gesamten kulturellen Tragweite in der Erklärung nicht ausgeschöpft.

Auf die Einleitung folgt zunächst eine Auswahl von Hymnen, kalligraphisch gestaltet von Rainer Schoder. Dies erinnert daran, dass auch das Abschreiben eines religiösen Textes in Indien als Form der Meditation und als religiös verdienstvoll gilt. Insgesamt sind Schoders zahlreiche Zeichnungen – fast eine auf jeder Doppelseite – passend und geschmackvoll zum Text ausgewählt. Der auf zahlreichen Indienreisen geschulte Blick für Alltagsszenen ebenso wie für die Kunst und Architektur Tamil Nadus ermöglicht es, in die Atmosphäre der Dichtung einzudringen. Vor allem die Alltagsszenen helfen, den Text über die rein religiös-philosophische Ebene hinaus der Erfahrungswelt des Lesers näher zu bringen. Das

in der Einleitung gewählte Adjektiv „kontrastreich“ trifft den Stil der schwarz-weißen Tuschezeichnung recht gut; bisweilen haftet ihnen für meinen Geschmack ein etwas zu skizzenhafter Charakter an.

Die Hymnen sind leider nicht einzeln mit Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis vermerkt, was das gezielte Auffinden erleichtert hätte. Bei der Übersetzung fallen folgende Punkte auf: Der Verzicht auf eine metrische Nachdichtung und der bewusste Versuch, eine klare Sprache zu finden, leuchten als sinnvolle Entscheidungen ein. Der völlige Verzicht auf Diakritika in den Hymnen erscheint mir – als Indologin – jedoch unnötig und der Klarheit abträglich. Insgesamt bleibt zu sagen, dass den Übersetzern und dem Verlag Anerkennung dafür gebührt, diesen klassischen Tamiltext in so ansprechender Form wieder für ein deutschsprachiges Publikum zugänglich gemacht zu haben. Durch die Einleitung, das Glossar und nicht zuletzt durch die Zeichnungen dürfte das Buch einem relativ breiten Leserkreis ermöglichen, in die besondere Welt des *Śaiva-Siddhanta* von vor über 1000 Jahren ebenso einzudringen wie in die Welt des gelebten *Śivaismus* heute: „Wen das *Tiruvāṣaṅgam* nicht anrührt, den rührt überhaupt nichts an“.

Katrin Binder

Gerhard Klas, *Die Mikrofinanz-Industrie: Die große Illusion oder das Geschäft mit der Armut*. Verlag Assoziation A, Berlin 2011, 320 Seiten, 19,80 Euro.

Die *Grameen Bank* und ihre Gründergestalt Muhammad Yunus stehen als Chiffre für das von den verschiedensten Akteuren hochgepriesene Mikrokreditwesen in Bangladesch und in der ganzen armen Welt. Sogar den Friedensnobelpreis hat Yunus 2006 für seine sagenumwobene Armenbank erhalten. Die Vergabe von Mikrokrediten schien der Königsweg zur Ermächtigung der Ärmsten unter

querfinanzieren müssen. Als „Muhammad Yunus Superstar“ (S. 205) von Sheikh Hasina in Bangladesch seines Amtes enthoben wurde, blieben die Stürme der Entrüstung aus. Die Mikrofinanzorganisationen (MFI), so die Ministerpräsidentin, saugten den Armen das Blut aus statt ihnen zum Fortschritt zu verhelfen.

Die Kritik an Yunus ist nicht neu, doch nirgendwo ist sie so radikal wie in diesem Buch. Bei Klas ist Yunus der „Freund der Reichen und Mächtigen“ (S. 119), skrupelloser neoliberaler Banker, der mit raffinierten Tricks den Armen das Geld aus der Tasche zieht. Auf 300 Seiten Text ist das Urteil über die MFI im allgemeinen und über Yunus im besonderen eindeutig: Vom Kalten Krieg führt eine direkte Linie zur „Neoliberalisierung der Entwicklungshilfe“. Dabei geht es, wie die plakativen Kapitelüberschriften zeigen, um böse Kredithaien, um gestiegene Todesfälle, Selbstmord wegen Überschuldung, um MFI als „Profitcenter“ übelster Sorte, um Zwangsmittel gegen Kreditnehmerinnen. Die berühmten Frauenversammlungen, die für die ungesicherten Mikrokredite bürgen, werden durch „paramilitärische Rituale“ zusammengehalten, in denen notleidende Frauen mit der gezielt eingesetzten Illusion der Selbsthilfegruppe skrupellos im Sinne neoliberaler Marktdeale indoktriniert werden.

den Armen zu sein: Kleinkredite sollten aus der Abhängigkeit der Ärmsten von privaten Geldverleihern mit Wucherzinsen heraushelfen und zu ökonomischer Selbstbefähigung verhelfen. In den letzten Jahren hat der Enthusiasmus für das Mikrofinanzwesen jedoch spürbar nachgelassen. Längst ist klar, dass viele Kleinkreditnehmer nicht aus der Schuldenfalle herauskommen, sondern mit neuen Krediten Rückzahlungen



Klas kommt zu dem Schluss, dass die Sache mit dem Mikrofinanzwesen nicht etwa nur die schlechte Verwirklichung einer an sich guten Idee ist – sondern eine von Anfang an skrupellose Strategie der privatwirtschaftlichen Ausplünderung der Ärmsten, mithin profitorientierte Geldverleiherei. Das Zeitalter der Mikrofinanz sei ein Teil der von Weltbank, IWF und Welthandelsorganisation erzwungenen wirtschaftlichen Öffnung, die zur Abschaffung der staatlichen Mindestpreise für Agrarprodukte, der Hilfsfonds für Landwirte und der staatlich subventionierten Kredite für Kleinbauern geführt habe (S. 193). Es geht nicht nur um die Praxis, sondern auch um „Die Ideologie der Mikrofinanz“ (S. 261ff), die von Klas als neoliberale Ausbeutungsstrategie nach dem Motto „Jeder ist ein Unternehmer“ (S. 275) angesehen wird.

Auf den letzten Seiten skizziert Klas alternative Armutsbekämpfungsstrategien: Reichensteuer, Grundeinkommen (Beispiel Namibia), Sicherung der Ernährungssouveränität als Entwicklungsparadigma und schließlich dann doch noch Mikrokredite – vergeben durch Genossenschaftsbanken (S. 307) nach dem Modell des indischen Bundesstaats Kerala. Doch er bleibt dabei: „Der ganze Ansatz der Mikrofinanz unterliegt einem Denkfehler. Er steckt in der These, Armut ließe sich mit marktwirtschaftlichen Mitteln bekämpfen“ (S. 312). „Mit Mikrofinanz die Armut zu bekämpfen, ist wie mit Waffenexporten Krieg zu verhindern“ (S. 315). Die Alternativen sind Gemeingüter, solidarische Ökonomie und der Ausbau des öffentlichen Sektors als eine Strategie der Entmonetarisierung (S. 315).

Wie diese alternativen Entwicklungswege mit oder ganz ohne Hilfe von internationalen Gebern erreichbar sind, bleibt in dieser Analyse offen. Aus Leserperspektive bleibt die drängende Frage: Lässt sich innerhalb der kapitalistischen Ordnung eine systemtranszendierende Vision einer neuen Wirtschaftsordnung umsetzen? Hat das mit viel internationaler Unterstützung und auch mit viel gutem Willen ausgebaute Mikrofinanzwesen nicht doch unterm Strich zur Bekämpfung eines endemischen Problems vieler Entwicklungsländer, nämlich des privaten Wucherertums und mithin zur Armutsbekämpfung beigetragen? Die indische Ministerpräsidentin Indira Gandhi hatte einstmals das Bankenwesen verstaatlichen lassen – unter anderem, um die breite Verteilung von Krediten für Kleinbauern und Pächter zu ermöglichen – und ist damit gründlich gescheitert: Der Staat hat es nicht gerichtet. Die Radikalität der Analyse erinnert an Dambisa Moyos gerade erschienene plakative Generalabrechnung mit „Entwicklungshilfe“ unter dem Titel „Dead Aid: Warum Entwicklungshilfe nicht funktioniert und was Afrika besser machen kann“. Fährt das ärmere Drittel dieser Welt besser ganz ohne die hochambitionierte Entwicklungszusammenarbeit – und ohne das in diesem Rahmen mitfinanzierte Mikrofinanzwesen? Auch nach der Lektüre von „Die Mikrofinanz-Industrie“ fällt eine klare Antwort auf diese Frage schwer.

Heinz Werner Wessler

DRAUPADI VERLAG
Ein Verlag für Indien

Neuerscheinung

Hans Harder
Verkehrte Welten
Bengalische Satiren
aus dem kolonialen Kalkutta

Zweisprachige Ausgabe
bengalisch – deutsch
ISBN 978-3-937603-52-0,
336 Seiten, 39,80 Sfr, 24,80 Euro



In den 13 Texten dieses Bandes entsteht ein anderes Bild Britisch-Indiens und seiner langjährigen Hauptstadt Kalkutta: Witzig, geistreich, zielsicher und ausgesprochen selbstironisch nimmt hier eine kolonial geprägte Mittelklasse gelegentlich die Kolonialherren, vor allem aber sich selbst und ihre Zeit aufs Korn.

DRAUPADI-VERLAG.DE